

SonntagsZeitung



14. Juli 2019

CHF 5.00 | EUR 4.50
www.sonntagszeitung.ch

Nr. 28 | 33. Jahrgang | AZA 8021 Zürich
Redaktion: 044 248 40 40 | Aboservice: 044 404 64 40
Gratisnummer Wochenende von 8 Uhr bis 11 Uhr: 0800 808 014



Sommerquiz
Miträtseln und
Traumpreise gewinnen
Gesellschaft — 42

Der Final
So kann Federer
Djokovic schlagen
Sport — 21

Von wegen Ferien
Wenn Kinder von
Kurs zu Kurs stressen
Gesellschaft — 39

19° Alpen Am Morgen recht freundlich, danach aber zunehmend bewölkt und Regen.

22° Mittelland Hier bleibt es bis zum Mittag trocken, danach steigt die Wahrscheinlichkeit von Gewittern.

28° Tessin Auch im Süden muss im Lauf des Nachmittags mit Gewittern gerechnet werden.



Duro-Debakel: Jetzt fällt auch der Motor aus

Die Armee lässt über 2000 alte Kleinlastwagen teuer sanieren. Doch die Probleme werden immer grösser

Mischa Aebi

Bern Die Totalsanierung der 2220 Armeetransporter Duro wird zum Fiasko: Die mit den Erneuerungsarbeiten der kleinen Truppentransporter beauftragte Thurgauer Waffenschmiede kann seit zehn Monaten keine revidierten Fahrzeuge mehr ausliefern. Dabei lag sie bereits damals drei Monate im Rückstand.

Es kommt gar zum Worst-Case-Szenario: Die Mowag und die Armeebeschaffungsstelle Armasuisse mussten einsehen, dass der für die Sanierung der Duro vorgesehene Motor ein zu grosses Risiko ist, wie Recherchen zeigen. Statt eines Steyr-Motors soll nun ein Fiat-Motor eingebaut werden. In 215 Duro hatte die Mowag letztes Jahr schon einen neuen Steyr-Motor eingebaut. Er wird nun bereits wieder ersetzt, weil die Armee eine Einmotorenstrategie will. Für alle Duro muss die Mowag nun das Antriebskonzept für den neuen Motor anpassen. Aufwendige Fahrtests sind notwendig. Die Mowag wird noch lange nicht liefern können. Die Armasuisse wollte das so lange wie möglich unter dem Deckel halten und vorerst keine Stellung nehmen. Erst am Freitagabend ging sie dann mit einer Medienmittei-

lung in die Offensive, um der Publikation eines Artikels durch die Sonntagszeitung zuvorzukommen.

Der Grund des Motorenwechsels: Steyr Motors musste im Dezember Insolvenz anmelden. Steyr Motors ist ein kleiner österreichischer Motorenbauer, der seit längerem im Besitz chinesischer Investoren ist. Selbst nach der Insolvenz glaubten Armasuisse und Mowag noch an die Firma. Im Februar hat der Armasuisse-Chef, trotz kritischer Medienberichte, frohlockt, dass nun – trotz Insolvenz – wieder Motoren geliefert würden. Das war eine kapitale Fehleinschätzung: Der Motorenhersteller steckt bis heute im Konkursverfahren und wird möglicherweise nie mehr Motoren liefern können.

Die Mowag bekommt insgesamt eine halbe Milliarde Franken

Gemäss Vertrag müsste die Mowag seit letztem Sommer jeden Monat 48 von Grund auf erneuerte Duro an die Armee zurückgeben. Die Sanierung war von Anfang an umstritten. Denn pro Fahrzeug bekommt die Mowag 212 000 Franken – das ist ein Drittel mehr als der Neupreis, eine halbe Milliarde insgesamt. **Schweiz — 5**

Züritüütsch verdrängt die anderen Dialekte

Wie sich unsere Mundart weiterentwickelt **Schweiz — 2/3**



Illustration: Mike Thammann

Glosse

P. S. Das Boot 2 – Free TV-Premiere im Westfernsehen

Weimar. Der Kaiser hat abgedankt, die Systempresse, die Asphaltliteratur und die jüdischen Warenhäuser beherrschen Deutschland. Hitler: Wer das voraussehen konnte, werfe die erste Kristallkugel. Heute: Die CDU-Chefin Annegret Kramp-Karrenbauer hat ein Besuchsobligatorium von Holocaust-Gedenkstätten für Schüler verlangt: «Es geht da nicht nur um Flüchtlinge, sondern um alle Jugendliche. Aber natürlich ist es so, dass die Menschen, die aus anderen Kulturkreisen zu uns gekommen sind, eine andere Geschichte und Sozialisation haben.» Demen muss gesagt werden: Diese Geschichte «durchgehaten zu haben, und dabei – abgesehen von menschlichen Ausnahmeschwächen – anständig geblieben zu sein, das hat uns hart gemacht? Quatsch, das war Himmelfahrt! Demen, so AKK, müsse vielmehr gesagt werden: «Wir üdken keinen Antisemitismus. Wer in Deutschland bleiben will, muss das akzeptieren.» Wer nicht, wird nach Sachsen ausgewiesen und muss ein gelbes AfD-Parteizubehören und die Vornamen Björn oder Beatrix tragen? – Der klassische Schweizerhumor ist aber auch nicht von schlechten Eltern, sondern von NZZ-Chefredaktor Eric Giger: «Wenn eine deutsche Kapitänin in Italien vor Gericht gestellt wird, beginnt die Volkseele zu kochen. Der hässliche Deutsche trägt keinen Stahlhelm mehr – er belehrt die Welt moralisch.» Seine Vergeltungswaffen heissen nicht mehr V1 und V2, sondern Carola und Rackete. Nie wieder Faschismus, nie wieder Kriech. **Peter Schneider**

Wetter — 28 | TV-Programm — 54

Schweiz heuert bewaffnete Söldner an

Bern Seit dem 1. Juni schützen bewaffnete ausländische Söldner das Schweizer Büro der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) in Afghanistans Hauptstadt Kabul. Kosten: rund 150 000 Euro pro Monat. Der Entscheid zur Bewaffnung war im Auswärtigen Departement umstritten; die Deza selbst hatte sich dagegen gewehrt. Das Departement vergab daraufhin den Auftrag an die finnische Firma Frontline Responses Finland – ohne öffentliche Ausschreibung. Der Vertrag ist vorerst auf sechs Monate befristet. Gleichzeitig drängen Politiker darauf, den Auftrag künftig an Schweizer Elite-Berufssoldaten zu geben. Das würde jedoch einen Parlamentsentscheid erfordern. **Schweiz — 6**

SRG hat sich um Millionen verkalkuliert

Zürich Die Buchhaltung der SRG war jahrelang unvollständig. Seit 2011 hat der Konzern mögliche Zahlungsausfälle bei Radio- und TV-Gebühren nicht mehr einkalkuliert. Der Fehler hat zur Folge, dass fortan «das Jahresergebnis und die Gewinnreserven zu gut dargestellt worden sind». Dies geht in der SRG im aktuellen Jahresbericht ein. Nun hat der Konzern nachträglich und im Stillen die Bilanz von 2017 angepasst. Das Eigenkapital wurde um 26 Millionen Franken gekürzt. Gleichzeitig zeigt sich, dass die SRG auch für 2019 falsch kalkuliert hat. Sie ging von viel zu hohen Werbeeinnahmen aus. Und räumt ein, dass weitere Sparmassnahmen «nicht ausgeschlossen» sind. **Schweiz — 4**

Erbitterter Kampf um Scheidungstiere

Zürich Wenn Paare sich trennen, wird nicht nur um Geld gestritten. Besonders emotional wird es beim Thema Haustiere. So wie bei «Glanz & Gloria»-Moderator Salar Bahrampoori, der offen erzählt, wie nahe ihm der Verlust seiner geliebten Trüffelhunde gegangen ist. «Die Trennung wurde auf dem Rücken der Tiere ausgetragen», sagt Bahrampoori. Obwohl ihm die Hunde nähergekommen seien, habe seine Ex-Frau diese zugesprochen bekommen – ein Besuchsrecht habe sie abgelehnt. Tatsächlich müssen Gerichte oft entscheiden, welche Partei das Wohl des Scheidungstiers besser gewährleisten kann. Der offiziell registrierte Besitzer ist dabei nicht selten im Vorteil. **Schweiz — 7**

Regionalfürst der Migros geht in die Offensive

Zürich Der Machtkampf zwischen dem Migros-Genossenschaftsbund (MGB) und der Genossenschaft Neuenburg-Freiburg (GMNF) eskaliert. Nachdem der MGB gegen den Präsidenten der GMNF eine Strafanzeige wegen ungerechter Geschäftsbesorgung eingereicht hat, geht dieser in die Gegenoffensive. «Die Verwaltung der GMNF hat vier unabhängige Personen mit einer Untersuchung der Vorgänge beauftragt, zwei Wirtschaftsprüfer und zwei Buchprüfer. Bis Ende August soll das Resultat vorliegen», sagt der Rechtsanwalt André Clerc, der Sprecher der GMNF-Verwaltung. Ein Bericht des MGB hat Interessenkonflikte und Kontrollschwächen aufgedeckt. **Wirtschaft — 29**

Editorial

Läck, bisch du en Gwaggli!

Bei Kritik an ihrem Berndeutsch werden die Berner grantig. Dass die Zürischnurre nicht beliebt ist, ist dem Zürcher einewäg – was man ihm auch anhört.

Nichts verbindet die Deutschschweizer mehr als ihre Mundart – und nichts grenzt sie stärker voneinander ab. Der eigene Dialekt schafft Heimat, wird bewusst gepflegt, oft gar zelebriert – und gegen den Einfluss fremder Fötzel notfalls verteidigt.

Dabei ist unser Dialekt ein Chrüämüsi, das sich nicht festmachen lässt: kleine Änderungen, lokale Verschiebungen, spielerische Mixturen, überraschende Comebacks ebenso wie unaufhaltsame Siegeszüge neuer Wörter gehören zum Wesen jeder gesprochenen Sprache.

«Dialekte schaffen Heimat – und grenzen ab»

Das besonders Schöne an der Entwicklung der Sprache ist, dass sie sich nicht voraussagen lässt, dass sie stets neue Überraschungen bereithält. Die Prognose der Sprachforscher in unserem Artikel, dass Züritütsch die Vielfalt der Dialekte bedrohe, klingt zwar plausibel und entspricht der ökonomischen Logik, dass grosse Zentren sich ausbreiten und das Kleinteilige bedrohen.

Mit der Sprache verhält es sich wie mit allem: Das Neue poppt zuerst im Kleinen auf, bei irgendeinem Chuderluri, Plagööri oder Glüngli. Der letzte grosse Trend, das Balkan-Deutsch der Einwandererkinder, wurde von Schweizer Schülern übernommen und landete irgendwann auf den Comedy-Bühnen.

Tatsächlich scheint sich eher eine Art Renaissance alter, oft vergessener Dialektwörter bemerkbar zu machen. Läck, bisch du en Gwaggli, klingt einfach herzig und schön, obwohl es ein Vorwurf ist – in welcher anderen Sprache gibt es so was?

Das können wir viel besser: Gaggalaari, Teigaff, Pumpi, Tschumpel, Schpinoggel, Lappi, Habasch oder Schnuderbueb für Männer, dummi Schesä, Tötsch oder Zwätschge für Frauen – versuchen Sie es beim nächsten Mal auf diese Art. Man wird Ihnen fast nicht mehr böse sein können.

Andreas Kunz, Redaktionsleiter



andreas.kunz@sonntagszeitung.ch www.facebook.com/sonntagszeitung

«trääje»

So wurde früher in einigen Orten des Kantons St. Gallen das Steinewerfen bezeichnet. Heute spricht man in der Ostschweiz von «wörfte» und «wörfen».

«Artuffula»

Das aus dem Alemannischen kommende Wort wurde vor Jahrzehnten in Wälderorten für «Kartoffeln benützt. Heute ist im ganzen Wallis vor allem «Häärpfel» gebräuchlich.

«tschingele»

War im Kanton Bern früher verbreitet für «Fangen spielen». Heute wird es nur noch vereinzelt gebraucht, durchgesetzt hat sich – wie fast überall – «Fangis».

Die Zürischnurre breitet sich aus

Staddialekte verdrängen laut Prognose regionale Mundarten

Simon Widmer (Text) und Melk Thalmann (Illustration)

Zürich Wenn ein Zürcher eine Berner Kollegin trifft, kann es zu Verständigungsproblemen kommen: Wenn er wieder mal stressig, sagt sie: «nume nid sprängi». Will sie «schlööfla» ist Schlittschuhlaufen gemeint, und zur Verabschiedung wünscht sie einen «hibe Hinneh».

Die Schweizer lieben ihre Mundart – und verteidigen sie, wenn immer nötig. Ob in Kindergärten auf Hoch- oder Schweizerdeutsch gesprochen werden soll, ist ein Politikum. Umfragen, wer im Land den schönsten Dialekt spricht, führen zu wütenden Onlinekommentaren. Neue Kreationen («1bims») sorgen für Begeisterung – und Ärger.

Für diese Zeitung haben die Sprachwissenschaftler Adrian Leemann und Claudia Bucheli Berger eine Prognose darüber gemacht, wie die Menschen in der Deutschschweiz im Jahr 2060 möglicherweise sprechen werden. Sie rechnen damit, dass die regionale Vielfalt des Schweizerdeutschen abnehmen wird.

Korrespondenten von 1939 bis 1958 durch die Schweiz gezogen und haben Wörter, Aussprache und Eigenheiten der Grammatik zusammengetragen.

Leemann und Bucheli Berger zeigen auf, dass die wirtschaftliche Stärke einer Stadt oder Region auch die Sprache beeinflusst. Die grossen Staddialekte haben die auf dem Land gebräuchlichen Worte verdrängt. Bereits hat sich das Stadderner Wort «Glungge» (Pflanze) gegen die im Berner Oberland vorherrschende Variante «Glunte» weitgehend durchgesetzt.

Hochdeutsch ersetzt schweizerdeutsche Wörter

Leemann und Bucheli Berger rechnen damit, dass die beobachtete Entwicklung weitergehen wird – sie dürfte manchen nicht gefallen: Die teilweise nicht sonderlich beliebte «Zürischnurre» wird sich weiter ausbreiten. Das Zürcher «Bütschgi» (Apfelüberrester) wird sich sehr wahrscheinlich weiters ausbreiten und Wörter wie «Güürtsi» (Berner Aargau), «Bätzig» (Luzern), «Butze» (Basel-Stadt) und «Güegi» (Basel-Land) zurückdrängen.

Auch werden sich die zürcherischen ü-Vokale, etwa bei «tütüf» oder «Chnütü» stark in Richtung Luzern, Zug, Schwyz und Glarus ausdehnen.

Damit aber nicht genug. Für die Zukunft rechnen Leemann und Bucheli damit, dass auch der Einfluss des Hochdeutschen in mehrfacher Hinsicht zunehmen wird: bei der Betonung, beim Vokabular und sogar bei der Grammatik. Neuerungen wird es zum Beispiel in der Aussprache geben. Viele werden den H-Laut in Wörtern wie «täglich» oder «Thun» auch hierzulande Deutsch aussprechen: «Häglich», «THun». Auch werden schweizerdeutsche Wörter durch ihre hochdeutschen Pendanten verdrängt. Noch mehr Menschen als jetzt werden «Pfüze» (statt «Glungge»), «gern/gärm» (statt «bitte, gern geschehen»), «Kartoffle» (statt «Härdöpfel»), «Kartotte» (statt «Ruebli») oder «Wohnzimmer» (statt «Stube») sagen.

Was heute für die Jugend normal ist, wird sich gemäss Prognose auch bei älteren Menschen durchsetzen: «Hallo» wird noch mehr die normale Grussform werden, unabhängig davon, ob man mit einer Person per Du oder per Sie ist. «Tschüss» wird zur Standardform fürs Verabschieden. «Grüezi», «hoi», «sälü», «tschou» werden vermutlich weniger verwendet werden als heute. Im Fluss ist auch die Grammatik. Mehr Menschen werden die Abfolge der Verben im Nebensatz der deutschen Standardsprache anpassen. An die Stelle von: «woni ha welle gaa» tritt: «woni ha gaa welle». Schon Friedrich Staub, Gründer des Schweizer Wörterbuchs

«Idiotikon», befürchtete im 19. Jahrhundert den Niedergang der Mundart: Durch die Einführung der Eisenbahn würden die Dialekte verwässert oder sogar gänzlich vom Hochdeutschen verdrängt. Im Nachhinein sollte er recht behalten, auch wenn die Eisenbahn nicht der einzige Grund für die zunehmende Mobilität und die dadurch verursachte Sprachvermischung war.

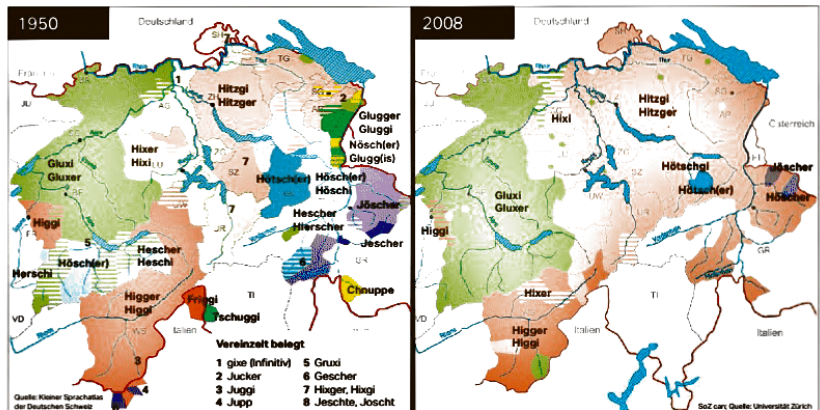
Heute leitet Hans Bickel das «Idiotikon». Er sagt: «Ich verstehe, dass Menschen den Abbau der traditionellen Dialektmerkmale bedauern. Aber diesen Wandel kann man nicht aufhalten.» Gemäss Bickel ist dieser im Schweizerdeutschen stärker als im Hochdeutschen, weil es keine verbindliche Grammatik oder Sprachnormen gebe. Dialekte sind deshalb weniger stark und können sich weiterentwickeln.

Der Wortschatz hat sich stark verändert

Bereits sind zahlreiche Wörter verschwunden. Laut Bickel am stärksten davon betroffen ist der Wortschatz der traditionellen bäuerlichen und handwerklichen Kultur, die sich in den letzten 100 Jahren stark verändert hat. Vermutlich weiss nur noch eine Minderheit, was eine «Tschiferer» (ein Rücken-tragkorb) ist oder was «tängele» (eine Sense mit dem Hammer scharfklaffen) bedeutet.

Er selber habe als Jugendlicher oft das Wort «tschents» (toll) gehört, das inzwischen verschwunden sei. Dafür seien andere Lehnwörter aus dem Englischen dazugekommen, wie «google» oder «download». Bickel: «Nur eine Sprache, die sich verändert, ist lebendig.»

Aussprache von Schluckauf: Das Zürcher «Hitzgi» breitet sich aus, in der Ostschweiz geht die Vielfalt verloren



«Murmutz»

So sagte man früher dem Apfelüberrest im Oberwallis. Heute ist das Wort kaum mehr gebräuchlich. Verbreiteter sind: «Buschi», «Chäschi», «Chnäschi».

«Füürstei»

War früher im Thurgau, in St. Gallen und im Appenzell geläufig. Heute spricht man in der Ostschweiz vor allem von «Bonbon» und (Zucker-)«Bolle».

«Chuchere»

Entspricht dem hochdeutschen Wort «Köcher» und war früher im Thurgau für «Papiersack» gebräuchlich. Heute vor allem «Sack» oder «Seckli».

«Lüdere»

War im Kanton Bern teilweise gebräuchlich als Dialektwort für «Pfütze». Heute ist es durch die «Glunge» verdrängt. (Alle Beispiele: Universität Zürich)



«Die regionale Vielfalt geht verloren»

Dialekte gleichen sich einander an

Herr Leemann, wieso verändert sich die Art, wie wir sprechen? Wichtig ist die Mobilität: Die Menschen ziehen in die starken Wirtschaftsregionen oder pendeln dorthin. Wenn die Leute vom Berner Oberland in die Stadt Bern abwandern, passen sie ihren Dialekt an. Sie sagen dann vermehrt «Müch» statt «Milch». Oder nehmen Sie den Innerschweizer, der für die Arbeit nach Zürich pendelt. Wenn er mit seinen Arbeitskollegen vom «Bütschi» spricht, wird er dieses Wort auch zu Hause verwenden.



Sprachwissenschaftler Adnan Leemann, Universität Lancaster

Gemäss Ihrer Prognose werden sich Zürichdeutsch und Hochdeutsch weiter ausbreiten. Bedauern Sie das als Sprachwissenschaftler? Nein, auf keinen Fall. Wir sprechen auch nicht mehr so wie vor 500 Jahren. Die Sprache ist ein Spiegel der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Realität. Wenn mehr Deutsche in die Schweiz einwandern und mehr Menschen nach Zürich ziehen, verändert sich auch die Art, wie wir reden. Aber die regionale Vielfalt geht verloren.

Ja, die Dialekte haben sich schon seit Jahrzehnten einander angeglichen, vor allem die Wortvielfalt ist zurückgegangen. Trotzdem gibt es immer noch Regionen, die starke sprachliche Eigenheiten aufweisen. Das betrifft vor allem Gebiete, die geografisch stark abgetrennt sind wie das Wallis.

Eine Schweizer Besonderheit? Nein, dass regionale Vielfalt verloren geht, beobachten wir auch in Grossbritannien, Deutschland, Holland und anderen Ländern. In der Schweiz ist dies möglicherweise sogar weniger ausgeprägt, weil unsere Dialekte ein hohes Prestige geniessen und Hindernisse wie Alpen, Täler und Seen zwischen den Dialektregionen liegen. Wie bewerten Sie den zunehmenden Einfluss des Hochdeutschen: Wird die Mundart langfristig verschwinden, wie es schon «Idiotikon»-Gründer Friedrich Staub im 19. Jahrhundert befürchtete?

Nein, unsere Analysen weisen darauf hin, dass die Mundarten weiterhin eine wichtige Rolle spielen werden. Das sieht man auch an den zahlreichen Menschen – vor allem Junge – die ihre Handynachrichten in ihrem Dialekt schreiben. Simon Widmer